



Vom langen Atem wissenschaftlicher Karrieren

... und wie sie dennoch gelingen können

von Dr. Franziska Proskawetz

Wissenschaftliche Karrieren sind vor allem eins: herausfordernd. Befristete Verträge, Teilzeitstellen, unbezahlte Überstunden und die oft an langen Wochenenden und in nächtlicher Arbeit verfassten Drittmittelanträge, die dann möglicherweise abgelehnt werden, machen den Karriereweg in der Wissenschaft mühsam. Der Weg zum Dokortitel ist weit, der Weg zur Professur noch weiter. Sonnige Feiertage, die zum Arbeiten genutzt werden, während Freunde und Familie sich im Freibad vergnügen, werden auf diesem Weg zur Normalität. Spätestens dann, wenn das Wochenende zum wiederholten Mal kein Wochenende war, der Kopf raucht und die Finger wundgetippt sind, fragt sich jede*r Nachwuchswissenschaftler*in: Zahlt sich der Fleiß eines Tages aus? Wird „mein Tag“ kommen – der Tag, an dem klar wird: Es hat sich gelohnt! Erfolge wie der langersehnte Dokortitel oder ein solides finanzielles Fundament werden erst nach Jahren

harter Arbeit sichtbar. Und selbst dann ist der langfristige berufliche Erfolg noch nicht garantiert.

Langfristige Denkmuster als Teil des akademischen Habitus

Wer nimmt also diesen beschwerlichen und risikoreichen Weg auf sich? Was benötigen Personen, die in der Wissenschaft bestehen wollen? Wer eine wissenschaftliche Karriere einschlägt, braucht vor allem Denkmuster, die von Langfristigkeit geprägt sind und Ausdauer, Selbstdisziplin, Anstrengungsbereitschaft und Frustrationstoleranz ermöglichen. Ohne diese Eigenschaften wird es schwer, in der Wissenschaft erfolgreich zu sein.

Dass Bildungserfolg – in Form von Noten, Abschlüssen, Zertifikaten – von der sozialen Herkunft abhängt, ist mittlerweile fast schon Allgemeinwissen. Dass jedoch

Faktoren wie Ausdauer, Selbstdisziplin, Zielstrebigkeit und Anstrengungsbereitschaft, die ein langfristiges Denken hervorbringt, auch sozialisationsabhängig und damit Teil des Habitus (siehe Infokasten) sind, wird oft erst auf den zweiten Blick bewusst. Langfristiges Denken und eine ausgeprägte Zukunftsorientierung finden sich vor allem in den höheren Schichten: „Bedürfnisbefriedigung wird zugunsten zukünftig erwarteter Befriedigung zurückgestellt“ (Jünger 2008, S. 90). Im Gegensatz dazu steht der Not-Geschmack der weniger privilegierten Schichten, der durch einen (ursprünglichen) Mangel entstanden ist (ebd., S. 87), und durch Entscheidungen für das Notwendige geprägt ist – also funktionalistisch, zweckmäßig und pragmatisch. „Dieser Habitus zeigt sich beispielsweise im Wunsch, relativ schnell eigenes Geld zu verdienen und selbständig zu werden“ (Stamm 2019, S. 20). Das Denken ist von Kurzfristigkeit und daraus resultierender unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung und Verwertbarkeit geprägt (Jünger 2008, S. 92). Berufsperspektivisch entscheiden sich die Angehörigen weniger privilegierter Schichten eher für eine sichere Laufbahn (Stamm 2019, S. 19).

Soziologie und Habitus-Konzeption Pierre Bourdieus

Warum fühlen Menschen, wie sie fühlen? Warum denken Menschen, wie sie denken? Warum handeln Menschen, wie sie handeln? Um Antworten auf diese Fragen geben zu können, greifen Soziologie und verwandte Disziplinen u.a. auf Habitusanalysen zurück. Dabei hat sich der „Habitus“ inzwischen zu einem populären Begriff entwickelt, der immer häufiger in der Alltagssprache verwendet wird, um die Einflüsse sozialer Prägungen auf unser Denken, Fühlen und Handeln zu beschreiben. Geprägt wurde der Begriff maßgeblich durch den französischen Soziologen und Sozialphilosophen Pierre Bourdieu (1930–2002). Bourdieu beobachtete, wie ähnliche Lebensweisen und Erfahrungen, die Menschen machen (konjunktive Erfahrungsräume), zu ähnlichen Haltungen, also ähnlichen Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsmustern führen. Bourdieu, der ländlich in den französischen Py-

renäen aufwuchs und selbst Bildungsaufsteiger war, fand bei der kabyliischen Gesellschaft Algeriens einen Lebensstil vor, der ihn an seine Heimat erinnerte (Algerien-Studien). Diese Ähnlichkeiten spiegelten sich vor allem in (subtilen) Verhaltensweisen wider, wie der Art und Weise, wie „einer spricht, tanzt, lacht, was er liest, was er mag, welche Bekannte und Freunde er hat usw.“ (Bourdieu 2005, S. 31–32). Besonders die Herkunftsfamilie und frühe Sozialisationserfahrungen sind habitusprägend (primärer Habitus) (Wagner 2003, S. 221). Der Habitus wird durch Erfahrungen im Schulwesen und durch die weitere Sozialisation, also durch Erfahrungen in Ausbildung, Studium und Beruf, ausgeformt (sekundärer Habitus) (Jurt 2010, S. 11). Der Habitus ist bis zu einem gewissen Grad anpassungsfähig, doch der Herkunftshabitus bleibt formend und ist träge, sobald er konstituiert ist. Dennoch kann er durch neue Erfahrungen transformiert werden (ebd., vgl. auch Rosenberg 2011, Rehbein 2016). Die entscheidende Rolle, die der Habitus bspw. beim Zugang in wirtschaftliche Spitzenpositionen spielt, ist gut dokumentiert (Hartmann 2002). Bourdieus Konzept zeigt auf, dass Denk-, Fühl- und Handlungsmuster tief in der Sozialisation verwurzelt sind. Sie beeinflussen nicht nur Alltagsentscheidungen, sondern auch langfristige Lebenswege und Karrieren.

Habituelle Unterschiede können die Karriere erschweren

Die Denk-, Fühl- und Handlungsmuster von Bildungsaufsteiger*innen, die durch ihre Erziehung geprägt wurden und tief verwurzelt sind – der sogenannte Habitus – passen oft nicht nahtlos zum universitären Lebensstil, der häufig von langfristigem Denken und akademischer Orientierung geprägt ist. So erleben soziale Aufsteiger*innen in der Wissenschaft oft deutliche habituelle Unterschiede zu Nachwuchswissenschaftler*innen, die aus Familien stammen, in denen bereits Wissenschaftskarrieren bestritten worden sind (Böning & Möller 2019). Diese Differenzen können zu Unsicherheiten führen. An dieser Stelle ist jedoch anzumerken, dass nicht nur Bildungsaufsteiger*innen, sondern auch Nachwuchswissenschaftler*innen mit anderen soziokulturellen Hintergründen

Unsicherheiten erleben können. Um den langen Weg der Wissenschaftskarriere leichter zu gestalten, können sich Nachwuchswissenschaftler*innen, wenn nötig, akademische Konventionen und Verhaltensweisen aneignen. Die beginnt manchmal mit „so banal erscheinende[n] Dinge[n] wie [der] Frage, welches Besteck man benutzt, wenn man zu einem Dinner mit mehreren Gängen eingeladen ist, oder über welche Themen man bei derartigen Veranstaltungen spricht und welche man vermeidet“ (Eisend 2020, S. 187; dazu auch Kleinau 2020, S. 233). Schwieriger kann es für Nachwuchswissenschaftler*innen sein, akademische Denkmuster zu verinnerlichen.

Erfolg in der akademischen Welt und der Wissenschaft erfordern oft mehr als nur das Erlernen von Konventionen und Umgangsformen. Eine erfolgreiche Wissenschaftskarriere verlangt auch eine Reflexion eigener Denkweisen. Nachwuchswissenschaftler*innen können sich zunächst fragen, ob sie bereits unterstützende Denkmuster für eine Wissenschaftskarriere mitbringen.

Wie langfristiges Denken gelingen kann

Es existieren einige hilfreiche Strategien, mithilfe derer ein langfristiges Denken zur Unterstützung der Wissenschaftskarriere gefördert werden kann und die kurz aufgezeigt werden sollen:

Reflexion und Selbsterkenntnis: Sich der eigenen habituellen Denkmuster, die evtl. von Kurzfristigkeit geprägt sind, bewusst zu werden, ist ein erster Schritt in Richtung Erfolg.

Visionsarbeit und langfristige Ziele: Eine Vision für die eigene berufliche Zukunft entwickeln und langfristige Ziele als SMART-Ziele (spezifisch, messbar, erreichbar, relevant, zeitgebunden) zu formulieren.

Visualisierung: Das langfristige Ziel immer wieder zu visualisieren kann helfen, die Motivation zu halten. Wie fühlt es sich an, wenn das Ziel erreicht ist? Womit werde ich mich belohnen? Wie wirkt sich der Erfolg auf mein Leben aus? Hier können auch visuelle Hilfsmittel hinzugezogen werden.

Langfristige Ziele in kleinere, erreichbare Schritte unterteilen: Meilensteine setzen, die kurzfristig erreicht werden können. Dies macht den Fortschritt sichtbarer und kann die Motivation erhöhen. To-do-Listen, die abgehakt werden, können dabei helfen. Kleinere Erfolge sollten zudem anerkannt und gefeiert werden.

Netzwerke und Unterstützung: Der Austausch mit Gleichgesinnten, die ähnliche Ziele verfolgen, oder mit Mentor*innen, die im langfristigen Denken geübt sind, können unterstützend wirken.

Fazit

Langfristiges Denken als Teil des akademischen Habitus ist eine Denkweise, die tendenziell eher in den höheren sozialen Schichten verankert ist, während in weniger privilegierten Schichten eher ein stärker kurzfristig orientiertes Denken dominiert. Langfristiges Denken zu entwickeln, ist ein kontinuierlicher Prozess, der Geduld, Selbstreflexion und strategisches Vorgehen erfordert. Gerade für Nachwuchswissenschaftler*innen kann es zu Beginn der Wissenschaftskarriere eine besondere Herausforderung sein, sich die Denkmuster und Verhaltensweisen der akademischen Welt anzueignen. Die tief verwurzelten Denk-, Fühl- und Handlungsmuster, die u.a. durch die soziale Herkunft und weitere Vorerfahrungen geprägt sind, lassen sich nicht leicht ändern und erfordern Zeit und eine bewusste Auseinandersetzung mit Denkweisen. Gezielte Strategien können helfen, diese Transformation zu bewältigen und in der Wissenschaft erfolgreich zu sein. Diese Strategien lassen sich zur Förderung des heranwachsenden wissenschaftlichen Nachwuchses übrigens auch gut an der einen oder anderen Stelle in die universitäre Lehre einbinden.

Literatur

Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA Verlag.

Böning, Anja/Möller, Christina (2019): „Also, ich bin eigentlich in alles mehr oder weniger reingestolpert.“ Bildungsmobilität zur Universitätsprofessur am Beispiel von Rechts-, Sozial- und Erziehungswissenschaftler*innen. In Stamm, Margrit (Hrsg.): Arbeiterkinder und ihre

Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 61–87.

Eisend, Martin (2020): Soziale Herkunftserfahrungen als Sensibilisierung für Chancengleichheit und Diversität. In: Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hrsg.): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript Verlag, S. 185-191.

Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

Jurt, Joseph (2010): Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie (LITheS), 3(3), 5–15. http://lithes.uni-graz.at/lithes/beitraege10_03/jurt.pdf [nicht mehr auffindbar].

Jünger, Rahel (2008): Bildung für alle? Die schulischen Logiken von ressourcenprivilegierten und -nichtprivilegierten Kindern als Ursache der bestehenden Bildungsungleichheit. Wiesbaden: Springer VS.

Kleinau, Elke (2020): „Hintertreppen zum Elfenbeinturm“. Ein Beitrag zur Enttabuisierung der sozialen Herkunft von Bildungsaufsteiger*innen. In: Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk: Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript Verlag, S. 221–236.

Rehbein, Boike (2016): Die Soziologie Pierre Bourdieus. 3. Auflage. München: UVK Verlag.

Rosenberg, Florian von (2011): Bildung und Habitustransformation. Empirische Rekonstruktionen und bildungstheoretische Reflexionen. Bielefeld: transcript Verlag.

Stamm, Margrit (2019): Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. In Stamm, Margrit (Hrsg.): Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 13–29.

Wagner, Hans-Josef (2003): Kultur – Sozialität – Subjektivität. Konstitutionstheoretische Defizite im Werk Pierre Bourdieus. In Boike Rehbein, Gernot Saalman, Hermann Schwengel (Hrsg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven. München: UVK Verlag, S. 203–230.



© privat

Die Autorin

Dr. Franziska Proskawetz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Evangelischen Johanneswerk in Bielefeld sowie im Forschungs- und Promotionszentrum TiFo – Tiefes Forschen der Evangelischen Hochschule Bochum. Sie beschäftigt sich mit Themen der Organisations- und Talententwicklung im Schulsystem und in Pflegeeinrichtungen und hat zu Themen der Talentförderung promoviert.